Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 118 (2022)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus des livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHES ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE / ARCHIVES SUISSES DES TRADITIONS POPULAIRES
118. JAHRGANG (2022), HEFT 2, S. 109–129, DOI 10.33057/CHRONOS.1699/109-129

Buchbesprechungen
Comptes rendus des livres

Monika Gisler: Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. 75 Jahre Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Unter Mitwirkung von Samuel Amstutz, Christian Leder und Mitarbeitenden des Center for Higher Education and Science Studies der Universität Zürich.
Basel: Schwabe, 2022, 202 S.

Anders als die zum 25- und zum 50-Jahre-Jubiläum erschienenen Publikationen, die sich aus zahlreichen Einzelbeiträgen verschiedener Autor:innen zusammensetzen und es den Leser:innen überlassen, sich selbst ein Gesamtbild der Institution zu verschaffen, ist die anzuzeigende Jubiläumsschrift zum 75. Geburtstag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) eine monografische Darstellung, die trotz teilweise kollaborativer Entstehung wie aus einem Guss daherkommt. Im Zentrum stehen die Entstehungsgeschichte, die Entwicklung und die Stellung der SAGW in – wie der Buchtitel andeutet – Wissenschaft, Gesellschaft und Politik (sowie Verwaltung), wobei das erste halbe Jahrhundert mit 120 Seiten deutlich mehr Platz einnimmt als das letzte Vierteljahrhundert mit 35 Seiten. Das von der Historikerin Monika Gisler verantwortete Buch, das sich aus Vorwort, Einleitung, neun mehr oder weniger chronologischen Kapiteln, Epilog, Anmerkungen und Anhang zusammensetzt, versucht dabei einerseits eine kritische Distanz zur Auftraggeberin SAGW zu wahren, andererseits der Falle einer teleologischen Geschichtsschreibung auszuweichen. Beides gelingt, soweit sich dies ohne vertieftes Quellenstudium beurteilen lässt, gesamthaft gesehen gut.

Die SAGW wurde 1946 als Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft gegründet und 1985 in Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften umbenannt; Anfang der 1990er-Jahre folgte die (längst fällige) Ergänzung des institutionellen Namens um die Sozialwissenschaften. Im Unterschied zu vielen wissenschaftlichen Akademien im Ausland sind die SAGW und ihre Pendants aus anderen Wissenschaftsbereichen, die seit 2006 als Akademien der Wissenschaften Schweiz auftreten, «[k]eine Gelehrtengesellschaften, sondern demokratisch organisierte, im Vereinswesen verhaftete Institutionen» (S. 152). Einzelpersonen können nicht Mitglieder der SAGW werden – allenfalls Ehrenmitglieder –, sondern nur geistes- und sozialwissenschaftliche Fachgesellschaften. Als Dachorganisation ist die SAGW «die Stimme eines heterogenen Ensembles aus wissenschaftlichen Fachdisziplinen» (S. 11),

die gegenwärtig 62 Mitgliedsgesellschaften umfasst, die in sieben Sektionen organisiert sind. Die Mitglieder dieser Fachgesellschaften wiederum sind oftmals Einzelpersonen, sowohl akademische Profis als auch interessierte (und zum Teil äusserst sachkundige) Laien. Das nicht immer spannungsfreie Verhältnis zwischen diesen beiden Gruppen, das etliche Fachgesellschaften, beispielsweise die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, stark prägt, wird im Buch leider nicht näher thematisiert.

Als einen «roten Faden» in der Geschichte der SAGW (S. 157) arbeitet die Autorin den konstanten Legitimierungsdruck heraus, der auf den Geistes- und Sozialwissenschaften und damit auch auf der SAGW lastet(e): die Notwendigkeit, unermüdlich die Relevanz dieser wissenschaftlichen Disziplinen aufzuzeigen und sich gegenüber den Naturwissenschaften und der anwendungsorientierten Forschung mit ihrer wirtschaftlichen Verwertungslogik zu behaupten. Wenn es um die Verteilung von Forschungsgeldern ging, kam denn auch wiederholt der Eindruck auf, die Geistes- und Sozialwissenschaften seien, wie es in einem Schreiben von 1950 an den Bundesrat betreffend den Schweizerischen Nationalfonds (SNF) heisst, «zu kurz gekommen» (S. 62). Zwar stellten die Gründung des SNF im Jahr 1952, der Bundesratsbeschluss über die Unterstützung der wissenschaftlichen Gesellschaften von 1975 und das Forschungsgesetz von 1983 wichtige Meilensteine in der Forschungsförderung dar; verschiedene Vergabeentscheide zeugten jedoch von einer anhaltenden Benachteiligung geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschungsprojekte. Im Buch kommt die grundsätzliche Schwierigkeit, in der Analyse trennscharf zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften auf der einen Seite und der Institution SAGW auf der anderen Seite zu unterscheiden, nicht explizit zur Sprache. Es scheint aber, dass viele der Probleme und «Angriffe» (S. 174), mit denen sich die SAGW in der Vergangenheit konfrontiert sah – und zum Teil noch immer sieht –, im Wissenschaftssystem als solchem begründet liegen und nur bedingt mit der SAGW zu tun haben. Deren Einflussmöglichkeiten sollten nicht überschätzt werden.

Dass die Stellung der Geistes- und Sozialwissenschaften bis heute nicht unangefochten ist, verdeutlicht anekdotisch eine 2015 im Nationalrat eingereichte Interpellation der Schweizerischen Volkspartei mit dem Titel «Masse statt Klasse?», die danach fragte, ob es auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt «überhaupt eine Nachfrage» nach den «Tausenden Studienabgängern beispielsweise in Psychologie, Ethnologie, Soziologie, Geschichte, Kultur- und Kunstwissenschaften» gebe. Die SAGW, die im Laufe der Jahre «zunehmend selbstbewusst» auftrat (S. 174), konterte 2016 mit einer «Charmeoffensive» (S. 168) unter dem Slogan «It's the humanities, stupid!» und wies mit 18 Fragen und Antworten detailliert nach, was alles die Geisteswissenschaften zu leisten imstande seien (https://abouthumanities.sagw.ch). In diesem Zusammenhang wäre eine Problematisierung des Begriffs Humanities wünschenswert gewesen, führt dessen unkritische Verwendung doch zu einer sprachlich-konzeptionellen Verkürzung des Begriffs Science – und damit von Wissenschaft insgesamt – auf die Naturwissenschaften.

Die sprachlich wie inhaltlich eher luftig geschriebene Publikation, die mit zahlreichen Kastentexten, Abbildungen und digitalisierten Dokumenten aufwartet, vermittelt einen guten, wenn auch meist an der Oberfläche verbleibenden Einblick in 75 Jahre SAGW und Wissenschaftspolitik. Bei der Lektüre stösst man auf viele bekannte Personen, Institutionen und Projekte, die ruhig etwas vertiefter hätten dargestellt, kontextualisiert, analysiert werden dürfen. Zu bedauern ist, dass von diesem Buch, das auch als Open-Access-

E-Book verfügbar ist (https://dx.doi.org/10.24894/978-3-7965-4421-7), (noch?) keine französischsprachige Parallelausgabe vorliegt – übernimmt die SAGW doch eine wichtige Vermittlungsfunktion zwischen den verschiedensprachigen Landesteilen und «[w]ar das Gleichgewicht zwischen Deutschschweiz und Romandie über die ganzen Jahre hinweg diskussionslos gegeben gewesen» (S. 141).

Wirkliche Feststimmung lässt die vorliegende Festschrift beim Rezensenten nicht aufkommen. Dies liegt freilich nicht an der besprochenen Publikation, die durchaus zu empfehlen ist, sondern am schwierigen Umfeld, in dem sich die Geistes- und Sozialwissenschaften befinden. In struktureller, finanzieller und kompetitiver Hinsicht bestehen nach wie vor etliche Herausforderungen.

DAVID ZIMMER

Ulrich Hägele, Judith Schühle (Hg.): SnAppShots. Smartphones als Kamera.
Münster: Waxmann, 2021 (Visuelle Kultur, 14), 229 S., Ill.

Die Tagung *SnAppShots. Smartphones als Kamera* der Kommission Fotografie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde fand im Oktober 2020 coronabedingt online statt. Das Thema des hier zu besprechenden Tagungsbandes ist topaktuell. Es geht um den Siegeszug des Smartphones und um seine Funktion als Kamera. Jedes Smartphone besitzt eine eingebaute Kamera. Durch den unmittelbaren Zugriff auf den täglichen Begleiter mutiert sie zur Handkamera, mit der sich ganze Filme mitsamt unterlegter Musik und Dialogmitschnitt produzieren lassen. Ulrich Hägele und Judith Schühle eröffnen den Band, der insgesamt 16 Beiträge enthält. Sie erörtern die Bedeutung der Digitalisierung in der heutigen Arbeitswelt und Alltagskultur. Aber vor allem zeigen sie die thematische Zuordnung der einzelnen Texte zum Wirkungsbereich des Smartphones auf: Selfies als Therapie zur Ich-Stärkung, digitale Fotografien in Museen und Galerien, nachhaltige Langzeitarchivierung des digitalen Materials, Feldforscher in Sibirien, in den USA und in Costa Rica, Nutzung durch Instagram-Künstler und schliesslich Einsatz des Smartphones als Akteur im interaktiven Unterricht.

Die Frage, ob das Smartphone eine therapeutische Wirkung haben kann, nimmt im gesamten Tagungsband breiten Raum ein. Gemeint ist das Selfie, das zurzeit allgegenwärtig ist. An einem Beispiel wird gezeigt, wie ein Selfie seine optimale Wirkung entfaltet und auf Instagram mit den Follower:innen geteilt wird. Die psychotherapeutische Wirkung besteht in der Ich-Stärkung der Fotografin. Maja Jerrentrup fügt hinzu, dass die Wirkung nur von kurzer Dauer sei. Das Selfie müsse deshalb täglich erneuert, verbessert oder ersetzt werden.

Für Museen stellt sich die Frage, wie mit Smartphone-Bildern umgegangen werden soll, und zwar sowohl in ausstellungstechnischer wie in archivalischer Hinsicht: Als Ausstellungsobjekt erobern die Smartphonebilder die Ausstellungssäle, wobei sich das Hochformat, auch Porträtformat genannt, immer mehr durchsetzt, vor allem bei Videos. Die Breitleinwand des Films hat unsere Wahrnehmung so sehr geprägt, dass das Hochformat, aber auch das quadratische Format, noch immer ungewohnt wirken. Das Bildformat wird vom mobilen Endgerät vorgegeben, das Format wirkt aber auf unsere Wahrnehmung zurück. Man möchte sagen: Nichts ist Zufall und alles hat Folgen. Während Selfies in Museen heute neben Gemälden gezeigt werden – ein Ausweis ihrer zunehmenden Wertschätzung –, ist ihr ephemerer Charakter eine Herausforderung für die Langzeitarchivierung. Regelmässige Backups, die Hinterlegung von Passwörtern, die Umwandlung in

neuere Speicherformate sind archivalische Herausforderungen. Dazu gehört auch die sichere Langzeitarchivierung von frühem Fotomaterial, das besondere Anforderungen an Temperatur oder Luftfeuchtigkeit oder Brandschutz stellt. Die Archivierung der Smartphone-Bilder – meist Schnappschüsse – ist deshalb wichtig, weil sie nicht nur Geschichte schreiben, sondern in ihrer dokumentarischen Funktion auch Material für die zukünftige Geschichtsschreibung liefern können.

Eine besondere Stellung nehmen drei Beiträge ein, die von der Arbeit dreier Feldforscher berichten. Alle drei verwenden den Schnappschuss, um das Alltägliche einzufangen. Tatjana Hofmann befasst sich mit Dmitrij Markov, der Moskau verliess und sich in Sibirien niederliess. Mit seinen quadratischen Bildern zeigt er das Leben der Menschen in Pskow und Umgebung. Er fotografiert zum Beispiel Menschen auf dem Weg zur Arbeit, wie sie frühmorgens auf den Bus warten. Diese Bilder sind nur auf den ersten Blick banal, zeigen sie doch die Beziehungen zwischen den Menschen in durchaus schönen Kompositionen. Nichts ist gestellt, aber das Auge des Fotografen schafft ein kleines Kunstwerk. Zuweilen erinnern die Fotos an die Gemälde Edward Hoppers. Die Idee eines Tagebuchs aus lauter Schnappschüssen vermag zu überzeugen, obwohl sich der Rezensentin eine kaum erträgliche Trostlosigkeit präsentiert. Juancho Betancourt erfand das Projekt «Iden-tica», das Sophia Bokop beleuchtet. Dabei handelt es sich um eine Erkundung der Identität Costa Ricas. Aus Venezuela kommend, wollte er die Unterschiede, die er in der Karibik vorfand, festhalten. Dabei fotografierte er typische Schilder, die ihm in den Strassen von San José begegneten, vor allem Reklameschilder von Restaurants, die «gallo pinto», das Nationalgericht mit Huhn, anpreisen. Wie bei Markov geht es um die ärmliche Bevölkerung, ihren Überlebenswillen und ihre Überlebenskunst. Bei Hanna Vogel steht das Werk Stephen Shores im Zentrum, dessen Werk sich um die eigene Person und die Zumutung, von einem Dollar und einer Mahlzeit am Tag leben zu müssen, dreht.

Die beiden letzten Beiträge gehen auf didaktische Möglichkeiten ein, wie Lernende den Unterricht aktiv mitgestalten können. Christoph Muckel stellt goAIX! vor, ein Projekt zur virtuellen Erforschung historisch-kulturell bedeutender Stätten wie Museen, Kirchen, Synagogen etc. Charakteristisch ist ein Zusammenspiel von analogem Unterricht, Besichtigung sowie virtueller Exkursion, um Veränderungen sichtbar zu machen.

Der gemeinsam verfasste Beitrag von Julian Happes, Charlotte Neubert und Julian Zimmermann befasst sich mit dem Einsatz des Smartphones im Unterricht, insbesondere im Geschichtsunterricht.

Insgesamt handelt es sich um einen anregenden Band, der die Möglichkeiten des Smartphones als Forschungs- und Alltagsgegenstand unter verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet.

PAULA KÜNG-HEFTI

Peter Hinrichs, Martina Röthl, Manfred Seifert (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie.
Berlin: Reimer, 2021, 235 S.

Es ist nicht fair, Bücher nach dem Klappentext auf dem Buchrücken zu beurteilen, der naturgemäss verkürzt sein muss. Beim anzuzeigenden Band allerdings weist der Klappentext auf das Problem hin, das der Rezensent mit dem Band hat – und das vor allem etwas über Leseerwartung des Rezensenten aussagt. Im Klappentext ist zu lesen: «Neun Autor*innen stellen Theorien und Konzepte wie etwa Figuration, Narration, Subjektivierung oder Assemblage vor. Mit ihren begriffsanalytischen Präzisierungen bieten sie neue Denkanstösse für das

kulturanalytische Arbeiten und regen auf diese Weise die Diskussion zum Verhältnis von Theorie und Empirie an.» Diese Ankündigung wird in der Einleitung ausgeführt: Der Band gehe «von den Anliegen aus, Relevanz und Notwendigkeit von Theoriearbeit deutlich zu machen und Einsichten in wesentliche Theoriediskussionen [...] zu ermöglichen» (22). Als weiteres Ziel wird genannt, man wolle einen «begriffsanalytischen Werkzeugkasten» erarbeiten, «der auf der Basis von Theoriearbeit im eigentlichen Sinne fusst» (22).

Diese Ankündigungen rufen beim Rezensenten grundsätzliche Fragen hervor: Geht es den Herausgeber:innen um Theorien, um Konzepte oder um Begriffe? Geht es um Theorie-Praxis-Relationen? Ist das Buch ein Handbuch, eine Einführung, ein theoriereflexiver Ausblick? Wird hier Wissenschaftsanthropologie betrieben oder entwickeln die angekündigten Beiträge je eigene theoretische Programme, gleichsam als Ausruf einer paradigmatischen Wende im Theoriehaushalt des Fachs? Für den Rezensenten bleiben diese Fragen ungeklärt.

Während der Begriff Assemblage, den Gisela Welz vorstellt, eindeutig im Denken von Deleuze und Guattari zu verorten ist – mit latourschen Weiterführungen –, ist es fraglich, ob es *die* Assemblage*theorie* im Sinne des arg angestaubten Robert K. Merton gibt, dessen «Theorie der Theorie» in der Einleitung als wissenschaftstheoretisch immer noch gültig vorgestellt wird. Wie verhält sich dazu dann aber der Begriff Verantwortung, anhand dessen Ingo Schneider eine politisch gelesene, aber recht konventionelle Fachgeschichte der Postvolkskunde skizziert, jedoch keine Verantwortungs*theorie* vorstellt. Silvy Chakkalakal wiederum entfaltet eine postkoloniale Lektüre des eliasschen Figurations*konzepts*, die als scharfsinnige Eigenleistung gelten kann, aber keine breite kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Konzept repräsentiert, sondern Chakkalakals idiosynkratrische Theoriearbeit. Ganz anders, nämlich handbuchartig, stellt Moritz Ege die Begriffe Konjunktur und Konstellation als analytische Kategorien dar, die sich durch Amalgamierung gramscianischer Geschichtstheorie und der Gegenwartsanalyse der Cultural Studies ergeben hätten. Nochmal einen anderen Zugang wählt in einem Beitrag zur Trias Erzählen – Wissen – Hegemonie Ove Sutter, der überraschenderweise die einschlägigste Theorietradition nicht erwähnt: Bis auf Roland Barthes führt er keine genuinen Erzähltheoretiker:innen auf, an denen es mit Blick auf die Begriffstrias alles andere als mangelt – man denke nur an Ricœur, Bal oder Lotman. Dem Rezensenten, der Erzähltheoretisches erwartet hat, scheint es kurios, dass Sutter zwar Louis Althusser zitiert, bei dem es kaum ums Erzählen geht, aber nicht auf Algirdas J. Greimas eingeht, dessen Erzähltheorie in Auseinandersetzung mit Althusser entstand. In Sutters Beitrag lernt man also weniger etwas über Erzähl*theorie* als darüber, wie der Begriff des Erzählens mit bestimmten Theorien zusammengeht, die für Sutters eigene Forschungen relevant sein mögen, aber nicht das Erzählen selbst theoretisieren, etwa die Handlungs- beziehungsweise Praxistheorien von Pierre Bourdieu oder Andreas Reckwitz.

Unklar bleibt auch, inwiefern die Beiträge als «theoretische Angebote ‹aus dem Fach für das Fach›» zu verstehen sind. Liest man die grossen Namen, die in den Beiträgen für ein theoretisches Programm stehen – Hall, Bourdieu, Latour etc. –, wird vor allem deutlich, wie prekär die Kategorie Fach ist, da keine Fachtheorie der empirischen Kulturwissenschaft (EKW) im engeren Sinne existiert. Welchen theoretischen Nutzen hat dann aber der Terminus Fach, wenn im Theoriealltag EKW-Fachlichkeit dadurch erreicht wird, dass die Fachgrenze permanent überschritten wird?

Zudem bieten die aufgeführten Theoretiker:innen nicht unbedingt neue Denkanstösse, vielmehr bilden sie lediglich den Kanon der klassischen Theorie-(Post-) Moderne ab, die von den 1920er- (Gramsci, Benjamin) bis zu den 1990er-Jahren (Latour, Haraway) reicht. Der Rezensent fragt sich, warum ein theoriereflexiver Band nicht über die Konstruktion und historische Situiertheit eines solchen Korpus nachdenkt, auf dessen Textbasis «Theoriearbeit» stattfinden soll.

Wie unstimmig der Band komponiert ist, wird in den Augen des Rezensenten deutlich, wenn man einen anderen kürzlich erschienenen Band zur Hand nimmt, der einen ähnlichen Titel trägt: In dem von Heimerdinger und Tauschek 2020 besorgten Einführungswerk *Kulturtheoretisch argumentieren* folgen die einzelnen Beiträge einer bestechend klaren Struktur, sodass deutlich ist, an wen sich das Werk im Hinblick auf welche Leseerwartung richtet und an wen nicht; das bleibt beim anzuzeigenden Werk unklar.

Insgesamt entsteht so ein uneinheitlicher Leseeindruck, weil jeder Beitrag einer eigenen Darstellungslogik folgt und an sehr unterschiedliche Publika adressiert zu sein scheint. Das ist schade, weil die Beiträge für sich besehen dem Rezensenten mehrheitlich gefallen haben. In ihrer Zusammenstellung aber wird die Erwartung enttäuscht, dass sie zu einem einheitlichen Werk gehören; das Ganze ist eben doch manchmal weniger als die Summe seiner Teile.

Dieses Manko liegt massgeblich an der unklaren Konzeption des Bandes, die die Einleitung vornimmt. Hier werden Zuschreibungsfragen aufgeworfen, ohne dass für den Rezensenten ersichtlich wird, wer hier eigentlich wem etwas zuschreibt: Hat, in den Augen der Herausgeber:innen, die empirische Kulturwissenschaft heute tatsächlich in Gänze ein Theoriedefizit? Oder ist dies eine (Fremd-/Eigen-)Zuschreibung, die die Herausgeber:innen bloss referieren, und eigentlich ist das Fach doch sehr theorieaffin? Das Kardinalproblem der Einleitung sieht der Rezensent darin begründet, dass diese Fragen anklingen, aber nicht beantwortet und vor allem nicht ihrerseits heuristisch ausgewertet werden.

Diese Fragen hätten nämlich den Gedanken provozieren müssen, dass die Rede von Theorieaffinitäten oder Theoriedefiziten ein Topos in den Selbst- wie Fremdbeschreibungen ausnahmslos aller Geistes- und Sozialwissenschaften ist. Es ist mithin eine der stabilsten Unterscheidungen im internen wie externen *boundary making* von Fächern, auf Theorieaffinitäten oder Theoriedefizite hinzuweisen. Zum stereotypen Figurenarsenal der Geschichtswissenschaft gehören beispielsweise der Landeshistoriker, der jedes Landesarchiv auswendig kennt, aber noch nie von Foucault gehört hat, sowie die Foucault-Kennerin, die zwar alle *Dit-et-écrits*-Bände auf Französisch gelesen hat, aber noch nie in einem Archiv war. In der *folk lingua* der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft sind gar die Bezeichnungen Theoriefuchs und Archivratte eingeführt, mit denen das eigene Fach geordnet wird, etwa indem Geschichtsinstitute als Heimat von «Archivratten» (Heidelberg!) oder von «Theoriefüchsen» (Bielefeld!) gelten – Valentin Groebner hat dazu den sehr witzigen Text *Theoriegesättigt. Ankommen in Bielefeld 1989* verfasst.

Das, was die Einleitung als genuines Merkmal der EKW hervorhebt, scheint dem Rezensenten also allgemeines Kennzeichen eines – mit Rudolf Stichweh gesprochen – binnendifferenzierten Fachsystems zu sein, das in seiner externen Kommunikation auf andere hochgradig binnendifferenzierte Fachsysteme stösst: EKW-Theoriefüchse können dann mittels der Theorieaffinitäten/-defizitesemantik über positivistische Feldforschungsratten schimpfen, um sich mit den Geschichtstheoriefüchsen zu solidarisieren, die ihren Archivratten vorwer-

fen, zu verkennen, dass das Landesarchiv nur in einer Macht-Wissen-Assemblage Geltung erfahre.

Kurzum: Dem Band hätte es gutgetan, mit einer praxeologischen Fachtheorie das eigene Tun hinsichtlich seiner fachkonstitutiven Effekte zu hinterfragen und dabei mitzubedenken, dass Fächer nicht zuletzt dadurch entstehen, dass repräsentationsstarke Sprecherfiguren assertive Sätze in Einführungs- beziehungsweise Orientierungswerke hineinschreiben. Dem vorgelagert ist das Hauptmonitum, dass die Gattung des Bandes dem Rezensenten nicht klar ersichtlich wird. Dieser Leseeindruck wird dadurch verstärkt, dass der Rezensent gleichzeitig den überaus klaren Band von Heimerdinger und Tauschek sowie das ebenfalls sehr überzeugende begriffsanalytische kulturwissenschaftliche Glossar von Schmidt-Lauber und Liebig gelesen hat, wodurch bei der Lektüre immer mitgefragt wurde, was Band A anders macht als Band B und C. Dieses Rezeptionsbias möge bei der Lektüre der Rezension berücksichtigt werden.

SEBASTIAN DÜMLING

Lajos Kemecsi, Zsuzsa Szarvas (Hg.): Néprajzi értesít 2021.

Budapest: Néprajzi Múzeum, 2021 (Annales musei ethnografiae, 101), 248 S. Ill.

Der 101. Band des ethnografischen Jahrbuchs aus Budapest ist ein Jubiläumsband zu Ehren der hundert zuvor erschienenen Ausgaben der Monografienreihe. Das Jahrbuch erschien erstmals 1900 als Beilage von bescheidenem Umfang zur Zeitschrift *Ethnographia*, ab 1935 dann selbständig. Es fiel umständehalber während der beiden Weltkriege und in deren Folge insgesamt rund zwanzigmal aus. So erklärt sich die Verzögerung des Jubiläums. Inhaltlich widmen sich die elf Artikel (die einleitenden Texte der beiden Herausgeber inbegriffen) der Entstehung der ethnografischen Sammlung und dem Werdegang des Ethnografischen Museums von Budapest. Anlass zu einem chronologischen Vorgehen gab wohl die Tatsache, dass im Rahmen des Liget-Projekts, einer urbanistischen Aufwertung des gleichnamigen öffentlichen Parks, ein eigenes Gebäude für das Ethnografische Museum konzipiert wurde in der Erwartung, dass Lage, Grösse und Funktionalität der Räumlichkeiten der Aufgabe des Museums als Hüterin eines nationalen Erbes gerecht würden.

Das Stadtwäldchen Liget, das vor etwa 120 Jahren die wichtigsten Sehenswürdigkeiten (Gross-)Ungarns *en miniature* nach Budapest brachte, muss neuen Bedürfnissen Platz machen. Wann der Umzug stattfinden wird, ist noch unklar, aber die Kurator:innen wollen auf jeden Fall die grosse Dauerausstellung beibehalten und modernisieren sowie das Publikum interaktiv einbeziehen. Der Jubiläumsband soll auch das Ausland erreichen, deshalb ist der ganze Band auf Englisch erschienen, während in früheren Bänden Abstracts beigefügt wurden.

Der erste Artikel von János Gyarmati heisst nicht zufällig «The Very Beginning». Die ersten Gegenstände der volkskundlichen Sammlung wurden in einem Seitentrakt des Nationalmuseums gelagert. Initiator der Kollektion war János Xantus (1825–1894), der unter anderem Artefakte bei Indianern in Nordamerika für mehrere Museen in Europa sammelte. Die materielle Volkskunde ist bis heute die Basis des Ethnografischen Museums von Budapest geblieben. Péter Granasztói beschreibt sodann in «Between Barn and Grammar School» die wechselnden Unterkünfte dieses im Entstehen begriffenen wissenschaftlichen Fachs, das sich erst noch etablieren musste. Erster Direktor wurde János Jankó (1868–1902), ein Spezialist für das archäologisch gehobene Fischerhandwerk in Ungarn und in Finnland; Jankó ist bis

heute eine der wichtigsten Gründerfiguren der Museumskollektion, und er war es, der sie aus dem Nationalmuseum in die Unabhängigkeit an der Csillag-Strasse führte. Das Gebäude war geeignet, aber die Miete teuer, so wurde die Sammlung in einer Art Scheune untergebracht, die bei den Neujahrsfeierlichkeiten 1896 als Ausstellungshalle gedient hatte. Bei zwei heftigen Gewittern kam das wertvolle Gut zu Schaden, und es musste dringend eine Lösung gefunden werden. Es gab sogar einen Plan, ein eigenes Museum bauen zu lassen, doch dazu kam es nicht. «C'est le provisoire qui dure», sagen die Franzosen. Und so entschied der Direktor des Nationalmuseums Bálint Hómann (1855–1951), der zu Rate gezogen wurde, dass das neue Fach in einem Gymnasium eine neue Heimat finden sollte. Der Bestand konnte gerettet werden, aber die Schule war weit weg vom Zentrum gelegen. Heute ist das Museum in einem Prachtbau am Kossuth tér 12 beheimatet, der ursprünglich für das Obergericht entworfen und gebaut worden war. Bei aller Monumentalität ist aber für Ausstellungen und vor allem für Forschung und für Administrationsarbeiten wenig Platz. Immerhin drückt der Standort die Bedeutung aus, die heute dem Fach beigemessen wird.

Lajos Kemecsi denkt in «The Politics of Memory and Ethnografic Museums» über die zukünftige Aufgabe der ethnografischen Museen im Allgemeinen und über die des Museums von Budapest im Besonderen nach. Als gegenwärtiger Direktor verantwortet er die Ausrichtung des Hauses. Ethnografie ist geprägt von der Vergangenheit, und so gilt es, die Artefakte dem Publikum näherzubringen. Das Museum hat eine gesellschaftliche Aufgabe. Der bevorstehende Umzug in ein nach Wunsch errichtetes neues Gebäude ist eine Chance, aber auch eine grosse Herausforderung an das ganze Team. Der Schluss des vorliegenden Bandes öffnet Perspektiven, auf die ich zurückkommen werde.

Die beiden folgenden Artikel gehen auf das Lebenswerk zweier Feldforscher ein: Tímea Batas, «On the Trail», befasst sich mit Gábór Szinte (1855–1914), und Emese Szojka, «Anatomy of a Collection», berichtet über Lajos Fülep (1885–1970). Die beiden Forscher hatten einen unterschiedlichen Hintergrund und unterschiedliche Karrieren, aber beide sammelten mit deutlich pädagogischem Eifer und Erfolg ungarische Volkskunst. Sie hielten sie grafisch und fotografisch fest und liessen im Zeichenunterricht ungarische Motive zeichnen. Dabei wurden sie von namhaften Zeichenlehrern unterstützt. Ihre Sammlungen kamen nach ihrem Tod ins Ethnografische Museum von Budapest. Gábor Szinte sammelte Székler-Tore in ganz Siebenbürgen und wurde vor allem für seine fotografischen Dokumentationen berühmt. Lajos Füleps Kollektion, die er stets mit sich führte, überrascht mit 54 farbigen Zeichnungen, die von kleinen Mädchen im Zeichenunterricht angefertigt wurden. Sie stellen das Dekor einer Hochzeitstruhe dar. Es sind die Wünsche zukünftiger Bräute, ganz naiv gemalt, zum Teil nach städtischer Mode mit spitzen Schuhen, zum Teil in ungarischer Tracht. Die dargestellte junge Frau sitzt auf einem eleganten Stuhl, der Stuhl neben ihr ist leer, da zum Zeitpunkt der Anfertigung des kleinen Kunstwerks der Bräutigam noch nicht feststand. Die 54 Zeichnungen sind nur ein Bruchteil jener, die in der Zwischenkriegszeit entstanden. Der Jubiläumsband ehrt Lajos Füleps Kollektion mit einem ganzseitigen Farbdruck.

Mónika Lackner und Zsuzsanna Tasnádi haben ihrem Artikel «Old and New Embroideries» das Ladenschild von Jolán Ferenczi vorangestellt. Jolán Ferenczi (1881–1961) wurde in Nagyszombat (Trnova, Slowakei) geboren. Sie war die Älteste von fünf Kindern und übernahm früh Verantwortung, da der Vater, Ingenieur und Unternehmer, früh starb. Sie besuchte eine Mädchenschule in Pozsony (Bratislava, Slo-

wakei) mit Schwerpunkt Handarbeiten. Zwar behauptete sie stets etwas kokett, sie habe keine Ausbildung erhalten und alles selbst erlernen müssen, doch eine solide Kenntnis der ungarischen Volkskunst und ihrer Trachten ermöglichten ihr ein selbständiges Leben als Händlerin, Vermittlerin und Expertin in der Verbreitung der berühmten ungarischen Stickereien. Dabei kam ihr, neben der Tradition der gewichtigen Aussteuer für die Mädchen auf dem Lande, der Tourismus entgegen. Ferenczi begann ihre Tätigkeit mit 19 Jahren, kaufte bei den Bauern, was sie nur finden konnte, vor allem ältere Stickereien und Antiquitäten (der Grundstock ihres Gewerbes), eröffnete 1910 einen eigenen Laden am Museumsring in Budapest, musste ihn aber 1927 aus räumlichen und finanziellen Gründen schliessen und betrieb dann bis zu ihrem Tod einen Verkaufsstand am Fusse des Aussichtsturmes auf dem Jánosberg in den Budaer Bergen in Budapest. Obwohl sie der Mittelschicht entstammte, trug Ferenczi ausschliesslich Bauerntracht und wurde damit zur Ikone. Der Tourismus beförderte die Verbreitung des Matyó-Stils, der wegen seiner Farbenpracht bis heute beliebt ist. Ferenczi war eine Kämpfernatur, ihr Leben war geprägt von zahlreichen Prozessen, die sie auch in der Öffentlichkeit bekannt machten. Sie verkaufte im Lauf der Jahre immer wieder Stickereien und Antiquitäten an das Ethnografische Museum. Ihre Erben übergaben Jahre später einen braunen Lederbeutel mit ihren Wertsachen und einem Auftragsbuch. Die Einblicke in ihre Geschäftsführung als Selfmadewoman sind der kostbarste Beitrag zu ihrer Kollektion und werden von den Autorinnen, selber Spezialistinnen für Kunsthandwerk, weiter erforscht.

Hajnalka Fülöp zeigt in Kalotaszeg «Trousseaus at the Museum of Ethnography» zwei Ausstellungsstücke, die es in einem Museum eigentlich gar nicht geben dürfte. Es geht um die Mitgift, die im bäuerlichen Milieu jedem Mädchen zusteht und die Bedingung für eine Hochzeit ist. Doch der Zahn der Zeit nagt an den Traditionen, die Jungen haben lieber Geld als über Jahre gehortete Möbel und Kleider. Doch die vererbten Stücke dürfen nur unter bestimmten Bedingungen verkauft werden, so zum Beispiel wenn ein Familienzweig ausstirbt und keine Erbin vorhanden ist; dies ist der Fall beim Kalotaszeg-Trousseau, der aus ursprünglich unabhängigen Einzelobjekten zusammengestellt wurde und als Modell für eine Aussteuer dient. Der zweite Trousseau, von Inaktelke, ist trotz seines Umfangs nur ein Viertel der ursprünglichen Aussteuer. Sie ist in erster Linie das Werk der Grossmutter mütterlicherseits. Da die beiden Töchter verschiedene Wege einschlugen, wurde der Trousseau akribisch genau in zwei Hälften geteilt. Die ältere Tochter behielt ihren Anteil, die jüngere Tochter verliess das Dorf und zog mit ihrem Mann in eine moderne Dreizimmerwohnung in Kolozsvár (Cluj-Napoca, Rumänien). Die städtischen Möbel, ein Viertel ihrer Aussteuer, nahm sie mit, das andere Viertel, das einer traditionellen Bauernstube («tiszta szoba») entspricht, kam ins Museum. Der Aufsatz gerät zu einem soziologischen Essay, der eindringlich die sozialen Veränderungen in Ungarn und den umliegenden ungarischsprachigen Gegenden schildert. Der Tourismus trägt zum Erhalt des Kunsthandwerks bei, während die Jugend aus den Dörfern in die Städte zieht.

Im folgenden Beitrag «Memory and Material Culture» von Gábor Wilhelm, geht es um «story-cloths» eines ostasiatischen Volkes, der Hmong. Die Hmong haben eine sehr urtümliche Kultur, zwar ohne eigene Schrift, aber mit einer langen mündlichen Tradition. Es wird für sie immer schwieriger, ihre nomadische Lebensweise beizubehalten. In Auffanglagern in Laos haben sie «story-cloths» entwickelt, um die eigenen Erinnerungen und Mythologien zu bewahren und um sie Verwandten, die in die USA auswandern wollen, mitzugeben. Dabei verwenden sie eine ganz

einfache Technik, indem sie die Geschichte einem Pfad entlang in einzelnen Szenen erzählen. Dieser Pfad ist wohl der Grund, warum die Hmong und ihre Textilkunst Eingang in den Jubiläumsband gefunden haben.

«WINDOW» heisst der Abschlussartikel von Zsófia Frazon und Mónika Lackner. Es geht um die über hundert Jahre alte Dauerausstellung, die die traditionelle Kultur Ungarns zeigt, die erhalten blieb und die heutigen Besuchenden ansprechen soll. Die «Windows» sind Schaufenster, die in die Dauerausstellung hineinmontiert werden und zum Beispiel die Kleider einer ungarischen Trachtenpuppe zeigt, die ein Kind im Zweiten Weltkrieg bei einem Fliegeralarm mit in den Keller nahm, während es die Puppe in der Wohnung zurückliess. Sie wurde zerstört. Solche materiellen Beispiele und ihre Geschichten im Hintergrund sind geeignet, um Lebensnähe entstehen zu lassen. Die Abbildungen helfen unserer Vorstellungskraft nach. Zum Jubiläumsband sei dem Ethnografischen Museum herzlich gratuliert. Wir wünschen gutes Gelingen für die nächsten Bände.

PAULA KÜNG-HEFTI

Yonca Krahn: Triathlon – auf der Strecke und darüber hinaus. Eine Ethnografie zur Erfahrung von Körper, Bewegung und Raum (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 27).
Zürich 2022: Chronos, 400 S.

1500 m schwimmen, 40 km rennradfahren, 10 km laufen; das umfasst ein olympischer Triathlon. Wer es schafft, einen der begehrten Plätze im wohl bekanntesten Triathlon der Welt zu ergattern, dem Ironman Hawaii, schwimmt gar 3862 m, fährt 180,246 km Rad und rennt 42,195 km. Der «moderne Mythos» (S. 331) des Ironman Hawaii lässt bei mir Bilder von Sportler:innen aufkommen, die durch extremen Siegeswillen ihre Schmerzgrenzen überschreiten und schier übermenschliche Leistungen erbringen. Meine durch und durch stereotype Vorstellung speist sich aus populären Medien. Ich verbinde sie mit Triathlon im Allgemeinen. Yonca Krahns Ethnografie hat mich gelehrt, wie komplex, vielschichtig und heterogen der Triathlonsport ist und dass er sich keineswegs in klischeehaften Bildern erschöpft.

Die hier vorliegende Ethnografie (2019 in Zürich als Dissertation eingereicht) gewährt einen tief gehenden, verstehenden Blick in die Praxis des Triathlons, geht methodisch dicht vor und argumentiert theoretisch-konzeptionell äusserst überzeugend. Die Arbeit geht der Frage nach, «wie Körper, Bewegung und Umgebung interagieren und über triathlonspezifische Praktiken ein Raum entsteht, der den Alltag von Triathlet*innen bestimmt und einen spezifischen Wahrnehmungs- und Deutungshorizont eröffnet» (S. 334).

Die Einleitung (Kapitel 1: «Aufwärmen») führt die Leser:innen an die Sportart Triathlon heran und konturiert das Forschungsfeld: die gegenwärtige (vor allem schweizerische, immer auch international zu denkende) Triathloncommunity mit ihren triathlonbezogenen habituellen Vollzugs-, Denk-, Wahrnehmungs- und Empfindungsmustern (S. 12 f.). Kapitel 2 («Grundlagentraining») dient der Verortung der Arbeit in der interdisziplinären und empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungslandschaft und der Erarbeitung eines theoretischen Analyseinstrumentariums: der konzeptionellen Trias Raum – Körper – Bewegung. Mit diesen drei analytischen Perspektiven erschliesst die Autorin die Praktiken des Triathlons und die durch Körperbewegungen entstehenden Räume (S. 11). Sie greift hierbei auf praxeologische und phänomenologische Perspektiven der Raumforschung zurück und verbindet diese geschickt und überzeugend mit methodologischen Überlegungen der Mobilitäts- und Körperforschung.

Methodisch erweist sich die Forscherin als sehr reflexiv vorgehende Ethnografin: Kapitel 3 («Wechselzone») und Kapitel 4 («Trainingslager») thematisieren die methodischen und methodologischen Überlegungen und Vorgehensweisen, die der Arbeit zugrunde liegen. Yonca Krahn ist praktizierende Triathletin. Bereits vor Beginn ihrer Forschung war sie in der Triathloncommunity aktiv und vernetzt. Es ist daher konsequent, dass die Arbeit auf autoethnografischer Involviertheit im Feld aufbaut. Doch die Autoethnografie bildet für Krahn lediglich eine von vielen weiteren Zugangsweisen zum Verstehen des Triathlonfeldes. Die Forscherin kombiniert autoethnografische Teilnahme mit Beobachtung, Interviewführung, Bild- und Medienanalyse, Online-Ethnografie und Mental Maps. In den zwei Methodenkapiteln dieser Arbeit gibt die Autorin einen dichten Einblick in ihre methodische Vorgehensweise und diskutiert die Herausforderungen und Potenziale autoethnografischer und multimethodischer Forschungsverfahren. Hierin liegt eine herausragende Leistung der Arbeit, die weit über das Feld der Triathlon- und Sportforschung hinausreicht. Die methodologischen Ausführungen sind Anleitung, Vorbild, Inspiration und Literaturfundus für methodische Verfahren, die Zugang zu körperlichen Bewegungspraktiken und damit zusammenhängenden (Raum-)Erfahrungen suchen, die über Sprache hinausgehen und durch Interviews oder informelle Gespräche nicht (oder nur unzureichend) erschlossen werden können (S. 74). Die Arbeit erweitert und etabliert autoethnografische Forschung in der interdisziplinären Sportforschung und in der empirischen Kulturwissenschaft, indem sie zeigt, wie autoethnografische Zugänge erkenntnistheoretisch nutzbar gemacht werden können – ohne in narzisstische Nabelschau zu verfallen, wie Kritiker:innen es der Autoethnografie oftmals vorwerfen. Ganz im Gegenteil: Diese Ethnografie stellt ein beeindruckendes Beispiel dafür dar, wie Nähe und Distanz im Forschungsprozess ausgehandelt, reflektiert und analytisch nutzbar gemacht werden können.

In Kapitel 5 («Aufbauphase») und Kapitel 6 («Wettkampfphase») setzt sich die Autorin ethnografisch fundiert mit der Praxis und Erfahrung des Triathlons auseinander. Die Habitualisierung von Lauf-, Schwimm- und Radtraining sowie Wettkämpfen erschliesst die Forscherin genauso dicht wie diskursives und körperlich-praktisches Triathlonwissen. Den Nacken mit Vaseline einzucremen, um Scheuerwunden durch den Neoprenanzug zu vermeiden, und das Nutzen von elastischen Schnürsenkeln, um Zeit beim Anziehen der Schuhe zu sparen, sind (S. 187) zwei von vielen weiteren Beispielen, die zeigen, wie kollektive Wissensbestände in der Triathlonpraxis generiert werden und als kulturelle Marker der Zugehörigkeit fungieren (S. 187). Genauso legt die Autorin offen, wie der Körper als kulturelles Symbol fungiert, das beispielsweise durch Verletzungen, Narben und Bräunungsränder Triathlonzugehörigkeit kommuniziert und repräsentiert (S. 226), und wie Sportler:innen ihren «triathlonspezifischen Körper» (S. 210) durch digitale Leistungsmessmethoden und -vergleiche verwalten und kontrollieren (S. 230). Ergänzt wird dies durch einen Einblick in Schmerzerfahrungen und -diskurse des Triathlons und deren Bedeutung für Sportler:innenbiografien (S. 254 ff.). Die Autorin rundet den hier gewährten Einblick in Praktiken und Diskurse des Triathlons ab, indem sie Raumbildungsprozesse offenlegt, die durch die Aneignung und Aushandlung von Profil, Terrain und Wetter während Training und Wettkampf entstehen (S. 293 ff.). Diese beiden ethnografisch ausgerichteten Kapitel bleiben konsequent am empirischen Material und liefern dadurch einen tiefen Einblick in das Feld des Triathlons. Gleichzeitig sind sie von analytischen Abstraktionen durchzogen, die

die Produktivität der konzeptionellen Trias Raum – Körper – Bewegung verdeutlichen.

Auch Kapitel 7 («Ziel»), das Fazit und Ausblick der Arbeit bildet, ist äusserst aufschlussreich. Die Autorin macht hier eine Fülle von Forschungsperspektiven auf, die an ihre Arbeit anschliessen und aufbauen können, und zwar nicht nur in Bezug auf die Praxis des Triathlons, sondern auf Sport und soziale Wirklichkeit im Allgemeinen, beispielsweise zu ökonomischen Dimensionen von Sport und sozialer Zugehörigkeit (S. 349) und zum Zusammenhang von Emotion und Raumkonstitution (S. 341). Raumpraktiken und -erfahrungen durch die analytische Fokussierung auf Körper und Bewegung zu erschliessen, bildet einen äusserst gewinnbringenden Zugang zu soziokulturellen Phänomenen, die zu grossen Teilen aus nichtsprachlicher Praxiserfahrung bestehen. Das hat diese Ethnografie überzeugend gezeigt.

Eine uneingeschränkte Leseempfehlung.

BARBARA SIEFERLE

Fatma Sagir (Hg.): Rocking Islam. Music and the Making of New Muslim Identities.
Münster: Waxmann, 2021 (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 4), 190 S.

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis einer im Herbst 2018 an der Universität Freiburg abgehaltenen interdisziplinären Tagung, die vom Institut für Kulturanthropologie und dem Zentrum für Populäre Kultur und Musik ausgerichtet wurde. Die Publikation führt Forschungsbeiträge und Fallstudien von Vertreter:innen der empirisch arbeitenden Kulturwissenschaften, der Sozialanthropologie, der Religionswissenschaften, der Musikethnologie und der Soziologie zusammen. Ein deutlicher Schwerpunkt eint die Artikel: der Fokus auf den Stellenwert und die Rolle von Musik für die Identitätsbildung junger Muslim:innen – nicht allein in Deutschland, sondern auch in Indonesien, Ägypten, Tunesien, Marokko, Grossbritannien, der Schweiz und den USA. Während der öffentliche Diskurs über die islamische Jugend im deutschsprachigen Raum seit den Terroranschlägen auf das World Trade Center auf Fragen von Radikalisierung und Extremismus verengt ist und vom Islam geprägte Jugendkulturen insbesondere durch ihre Abweichung von den vermeintlich konsistenten Wertevorstellungen der Mehrheitsgesellschaft definiert werden, zeichnet der Tagungsband ein nuancierteres Bild. Die Beiträge zeigen, dass einerseits zwischen sakralen und profanen, andererseits zwischen westlichen und «anderen» Lebensentwürfen keine Polarität bestehen muss, sondern dass sich der Alltag vieler Muslim:innen in einer globalisierten Welt gerade im Dazwischen abspielt.

Den Fallanalysen sind zwei Artikel vorangestellt, die als argumentative Grundsteine für die weitere Diskussion dienen. Der Soziologe Kamaludeen Mohamed Nasir richtet den Blick auf sozialstrukturelle Makroprozesse und mögliche Effekte interkultureller Anpassungsleistungen, wohingegen der Medienwissenschaftler Christopher Jost für eine transdisziplinäre Analyse von Musikkulturen plädiert.

Eine der Leitfragen, die sich durch viele der nachfolgenden Beiträge zieht, ist, unter welchen Umständen Musik mit den moralischen Codes des Islam vereinbar ist – je nach Auslegung des Korans gilt Musik von Grund auf als unsittlich oder sie wird geduldet, sofern sie nicht offensichtlich im Widerspruch zu religiösen Werten und Normen steht. Dementsprechend kommen die Fallstudien, die sich zentral mit der Frage beschäftigen, wann eine Musikkultur als *halal* und wann sie als *haram* gilt, zu vielschichtigen Befunden. Meltem Peranic dekonstruiert das Genre der Pop-Nasheeds, meist A-cappella-Versionen bekannter Hits, die mit neuen Texten versehen werden,

welche ein streng religiöses Ethos widerspiegeln sollen. Die Interpret:innen verzichten manchmal sogar gänzlich auf Instrumentierung und weichen bei der Imitation von Chartproduktionen auf Beatboxing aus, um den theologischen Vorgaben zu entsprechen. Gisela Kitzler hat sich mit Mahraganat beschäftigt, einem relativ jungen Stil der ägyptischen Unterhaltungsmusik, der eher in der Sphäre profaner Musik zu verorten ist, aber nicht gänzlich frei von – mal mehr, mal weniger frommen – Glaubensbekenntnissen ist. Dennoch wird dem Genre oft unterstellt, moralisch anstössig zu sein. Laut Kitzler entpuppen sich solche Behauptungen beim genauen Hinsehen aber eher als Vorwände, denn religiöse Anspielungen aus «respektablen» Quellen werden durchaus akzeptiert – die Ablehnung von Mahraganat, das ursprünglich aus den Arbeiter:innenvierteln Kairos stammt, gehe eher auf Klassenvorurteile zurück. Die Herausgeberin Fatma Sagir nähert sich dem Thema der Auslegung heiliger Schriften von einem anderen Standpunkt aus. Während in den traditionellen Medien die *agency* von Muslimas dadurch bestimmt werde, ob sie ein Kopftuch tragen oder nicht, lassen die Selbstdarstellungen vieler Frauen in den sozialen Medien, auf Blogs und Videoplattformen andere Rückschlüsse auf ihre Handlungsspielräume zu. Durch das selbstbestimmte Sich-in-Szene-Setzen auf den halböffentlichen Plattformen werde der gesamte Körper (und nicht nur der Kopf) zum hermeneutischen Instrument der Kritik an orthodoxen Interpretationen der Lehren des Korans.

Sehr nah an der Lebenswelt der beforschten Akteur:innen bewegen sich zwei ethnografische Porträts und ein Feldforschungsbericht. Amy F. Makota stellt die Rapperin Ebow vor, die das, was in der Wissenschaft als hybride Identität bezeichnet wird, in ihren Texten hörbar macht, und Akbar Nour hat mit zwei Rappern aus der Westschweiz darüber gesprochen, wie sie ihren Glauben, ihre familiäre Zuwanderungsgeschichte und Diskriminierungserfahrungen in ihren Texten thematisieren. Auch im Beitrag von Daniyal Ahmed spielt Migration eine wichtige Rolle. In seiner plastisch-dichten Beschreibung der Musikabende, die wöchentlich in einem Heim für Asylsuchende in Heidelberg veranstaltet wurden, kann er nachvollziehbar machen, dass unterschiedliche kulturelle Vorprägungen meist stärker sind als die vereinende Kraft des gemeinsamen Musizierens – die Veranstaltungen dienten aber durchaus der Artikulation von Heimweh und einem geteilten Schmerz innerhalb ethnischer Gruppen.

Dass muslimisch geprägte Popmusik vielerorts von Unterstützung und Regulierung durch staatliche Instanzen und von Medieninfrastrukturen abhängig ist, belegen die Beiträge von Carl Morris und Rachida Yassine. Morris kritisiert die Gatekeeperfunktion des britischen Fernsehsenders Islam Channel, dessen jährliches Musikfestival er als «symbolic performance space» begreift, da es den eingeladenen Interpreten Sichtbarkeit und Anerkennung garantiere. Von einer pluralistischen und egalitären Veranstaltung sei das Festival, auf der beispielsweise Frauen nicht auf der Bühne stehen dürfen, aber weit entfernt. Yassine gibt einen prägnanten Überblick über den marokkanischen Hip-Hop, wobei sie die Herausbildung und die Ausdifferenzierung der Szene vor allem im Zusammenhang mit dem Wandel der staatlichen Förderpolitik betrachtet. Besonders im Vorfeld des arabischen Frühlings sei Rap das Medium des Einspruchs gegen soziale Missstände gewesen – bis die Regierung mit dem Argument, gegen Delinquenz und Verwestlichung vorzugehen, nur noch Stücke förderte, die die Monarchie ideologisch stützen. Dabei, betont Yassine, brechen die Rapper, die sich für die Zivilgesellschaft starkmachten, gar keine religiösen Tabus. Ähnliche Akzente setzt der Artikel über

die Band Sabyan, die Pionierarbeit leistete, indem sie der Klangwelt der indonesischen *musik islami* Popappeal verlieh und deren Songs bereits milliardenfach auf Youtube angesehen wurden. Silvia Ilonka Wolf erzählt die Erfolgsgeschichte der Band, die sich ab dem Moment, als sie auf Wahlkampfveranstaltungen von Akteur:innen aus der Militärdiktatur Suhartos auftrat, auch als Geschichte einer politischen Instrumentalisierung darstellen lässt. Wolf analysiert die Kommentare zu den Videos der Auftritte und kommt zum Ergebnis, dass weite Teile des Publikums diese Allianz von Politik und Pop ablehnen, diese aber auch, ganz im Sinne der Staatsdoktrin Indonesiens, die Diversität und Meinungspluralität als wichtiges demokratisches Gut festlegt, befürwortet wird. Unter umgekehrtem Vorzeichen kann Martin A. M. Gansinger in seiner ideengeschichtlichen Rekonstruktion der Einflüsse von religiösen oder politischen Organisationen wie Moorish Science Temple oder Nation of Islam auf den Hip-Hop der Neunzigerjahre zeigen, dass sich nicht nur die Politik bei der Popmusik bedient, sondern sich Musiker:innen auch ideologisch an esoterischen beziehungsweise politischen Bewegungen orientieren. (Über auf religiöser Mystik basierende spirituelle Erfahrungen, die für einige wichtige Werke der Musikgeschichte verantwortlich sind, ist im Band nichts zu lesen.)

Einen der gehaltvollsten und empirisch wie theoretisch fundiertesten Beiträge zur Debatte um neue muslimische Identitäten liefert Stefano Barone. Er hat mit Metalfans in Tunesien gesprochen, die aufgrund von politisch motivierten Schmähkampagnen pauschal unter Satanismusverdacht gestellt wurden – Barone spricht in Anlehnung an Stanley Cohen von einer «satanic panic». Die Kampagnen waren insofern erfolgreich, als sie den moralischen Druck auf die Metalheads erhöhten und es ihnen erschwerten, die negative Theologie von *sex, drugs and rock 'n' roll* mit ihren ethischen Massstäben zu vereinbaren. Für die Akteur:innen stand der Metal für einen kosmopolitischen Lebensstil – den meisten diente er weniger dazu, vom Glauben abzukommen, sondern diesen zu reformieren und ihn zu «modernisieren».

Diese Diagnose teilt schlussendlich ein Gros der im Tagungsband zusammengetragenen Studien: Die Integration von Popmusik in den Alltag von jungen Muslim:innen steht im Zeichen der Pluralisierung und Entdogmatisierung religiöser Kulturen – die lesenswerteren Studien des vorliegenden Bandes bleiben aber nicht bei dieser Feststellung stehen. Die Reichweite des in vielen Artikeln attestierten *empowerments* kann erst durch die Situierung in historischen, sozialen und lokalen Kontexten bestimmt werden. Die meisten Forschungsbeiträge reflektieren, dass Popkultur nicht per se reaktionär, emanzipatorisch, säkular oder profan, sondern vielmehr als Ressource und Medium von Aushandlungen zu verstehen ist – dabei treten auch Konflikte und Widersprüche auf. In der Zusammenschau der Fallstudien wird demonstriert, dass *new muslim identities* nicht auf individuellen Glaubensbekenntnissen fussen, sondern dass der Identitätsbegriff dann besonders wertvoll ist, wenn er auf kulturell-politische Auseinandersetzungen zurückgeht. Insbesondere für Leser:innen wie mich, die ihre Kompetenz eher auf der Seite der Popkultur als auf der Seite der vom Islam geprägten Kulturen verorten, bietet der Band anregende Einsichten in ein Thema, das im Fachzusammenhang der empirischen Kulturwissenschaft bisher kaum beachtet wurde. Auch in Zukunft gilt es, Forschungsansätze zu vertiefen und zu entwickeln, die nicht nur auf stringenten Unterscheidungen zwischen dem «Eigenen» und dem «Fremden» aufbauen, sondern sich auch mit kultureller und religiöser Hybridität befassen.

JULIAN SCHMITZBERGER

Eckehardt Schäfer: Dogtown und X-Games. Die wirkliche Geschichte des Skateboardfahrens – Körper, Räume und Zeichen einer Bewegungspraktik zwischen Pop- und Sportkultur.
Bielefeld: Transcript, 345 S.

Universität Wien, Sommersemester 1992: Der Rezensent, damals Student, belegt Michael Mitterauers Evergreenseminar zur Sozialgeschichte der Jugend und braucht wenig Bedenkzeit, als gefragt wird, worüber er referieren wolle, denn zu diesem Zeitpunkt ist Skateboarding in Wien in aller Munde: Meinungsbekundungen fallen meist kritisch aus – ältere Menschen ängstigen sich in öffentlichen Räumen, Geschäftstreibende lamentieren über Umsatzeinbussen aufgrund der angeblich erodierenden Sicherheitslage in den Flanierzonen, der Boulevard berichtet über herrenlos im städtischen Luftraum umherfliegende Rollbretter. Unter Handlungsdruck stehend kündigt der Magistrat für den Herbst die Eröffnung einer öffentlichen Skaterampe an und hofft, wildes Streetskating dorthin kanalisieren zu können (Skate or die! Beton macht Spaß: Eröffnung der ersten Wiener Skateboardrampe am 25. Oktober. In: Wiener Zeitung, Extra zum Wochenende, 8. 5. 1992).

Der Student geht ins Feld, beobachtet, interviewt, fotografiert – und weiss einige Wochen später zu berichten: Den der Mittelklasse zuzuzählenden, oft an höheren Bildungskarrieren arbeitenden Burschen zwischen 15 und 20 Jahren, die unter der Reichsbrücke und am Karlsplatz Skateboarding praktizieren, gehe es darum, Grenzen auszuloten, sich Gefahren auszusetzen und diese zu bewältigen. Es gehe darum, den öffentlichen Raum zur Bühne für Selbstexpression zu machen – und darum, sich in einem Männerbund zu bewähren und sich der eigenen Maskulinität mittels sexistischer Statements zu vergewissern. Der zwangsläufig knapp geratene historische Teil des Referats stützt sich (mangels besserer Alternativen) auf ein wenig wissenschaftlich fundiertes Szenebuch (Christian Seewaldt: Alles über Skateboarding. Münster: Monster, 1990) – ein Buch wie Eckehardt Velten Schäfers «wirkliche Geschichte des Skateboardfahrens» wäre damals hilfreich gewesen! Und heute?

Wer aktuell über das Skateboard, seine Herkunft, seine Nutzer*innen, seine Nutzungspraxen und seine Bezüge zum sozialen wie räumlich-dinglichen Umfeld forschen möchte, muss nicht mehr ins Feld ziehen. Denn der sozial- und kulturwissenschaftliche Literaturfundus zum Thema Skateboarding ist zuletzt nachgerade explodiert und reicht von der *Ethnographie einer urbanen Praxis* (Christian Peters, Münster: Waxmann, 2016) über *Skateboarding and the City* (Iain Borden, London: Bloomsbury, 2019), *Skateboarding and Religion* (Paul O'Connor, Cha: Springer, 2020), *Skateboarding and Femininity* (Dani Abulhawa, London: Routledge, 2020) und *Skateboarding zwischen urbaner Rebellion und neoliberalem Selbstentwurf* (Sebastian Schweer, Bielefeld: Transcript, 2014) bis zu den kurz nach Schäfers Buch ebenfalls bei Transcript erschienenen *Skateparks* (Veith Kilberth, Bielefeld: Transcript, 2021).

Dass diese Thematik gerade in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur erlebt hat, ist auf den ersten Blick erstaunlich – schliesslich werden seit mehr als 50 Jahren in Gewinnabsicht erzeugte Skateboards gehandelt. Auf den zweiten Blick indessen lässt sich diese Konjunktur mit der verstärkten Fokussierung von (Stadt-)Räumen und den menschlichen Bewegungen in ihnen ebenso in Beziehung setzen wie zu den Kontroversen um die Aufnahme der ‹Bewegungs*kultur*form› in den Reigen olympischer Disziplinen. Hinzu kommt, dass einige Verfassende – dies gilt zumindest für Kilberth und Schäfer – auf dem Skateboard gross geworden sind, sodann studiert und in den letzten Jahren das

Promotionsalter erreicht haben. Somit liegt in Gestalt von *Dogtown und X-Games* die gedruckte Version von Schäfers 2018 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg eingereichter Dissertationsschrift vor.

Die eigene kognitive und affektive Beteiligung an der im Buch verhandelten Sache fliesst bei Schäfer nicht nur implizit ins Dargelegte ein, sie wird offensiv verhandelt. So heisst es gleich zu Beginn des gut 50 Seiten langen Einstiegskapitels: «Die Recherche für diesen Text begann [...] an Heiligabend im Jahr 1984», als der Autor sein erstes Plastikskateboard geschenkt bekam (S. 11). Verwiesen wird auf verschlissene Boards, erlittene Blessuren und darauf, dass «[v]iel von dem, um das es hier geht, [...] am eigenen Körper erlebt» worden sei (ebd.). Freilich räumt der Autor ein, Skateboarding nicht zu Recherchezwecken begonnen zu haben und dementsprechend, ohne auf Feldnotizen zurückgreifen zu können, vom Heute aus auf das eigene frühere (Körper-)Erleben zurückzuschauen (S. 18 f.), woran nicht zu kritteln ist. Legitimiert durch Bourdieus diesbezügliche Überlegungen (Pierre Bourdieu: Programm für eine Soziologie des Sports. In: ders.: Pierre Bourdieu – Rede und Antwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992) macht Schäfer seinen Körper bewusst zur Quelle (S. 18) – freilich nicht zur einzigen: Seit Mitte der 1990er-Jahre an Skateboarding aus einer nicht mehr nur praktischen, sondern auch historisch-sozialwissenschaftlichen Perspektive interessiert, hat der Verfasser eine Sammlung schriftlicher, bildlicher und videografischer Zeugnisse zum Thema angelegt (S. 17, 34), die als Materialfundus eine zentrale Rolle in der Arbeit spielt. Dieses Material sei sodann vor gut zehn Jahren erstmals in eine an den seit 1960 vollzogenen Paradigmenwechseln im Skateboarding orientierte Ordnung gebracht und dieser «naive Ansatz» in Anlehnung an Bourdieu und Foucault als «[p]raxeologische Genealogie» gefasst worden (S. 34). Hieraus leitet sich nicht nur der im Untertitel reklamierte Anspruch ab, eine «wirkliche Geschichte des Skateboardfahrens» vorzulegen, sondern auch ein Verständnis von Skateboarding als «Technologie des Selbst, die in praktischen Reflexionen operierend den Habitus neu orientieren oder nuancieren kann» (S. 39). Praxeologisch sei das Buch, insofern es die «verschiedenen Gestalten der Skateboardpraktik als Folge von Praxis/Diskursformationen» betrachte, «welche immer wieder instabil werden und sich rekonfigurieren». Genealogisch sei die «historische Perspektivierung», die aus den Formationen und Transformationen ein Gesamtbild zeichnen will, ohne dass vorschnell Kontinuitäten konstruiert oder der Ursprung der Sache gesucht würden (S. 41). Um der Fülle des Materials gerecht zu werden, strukturiert Schäfer dieses vor dem Hintergrund einer von Shove, Pantzar und Watson (Elizabeth Shove, Mika Pantzar, Matt Watson: The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How it Changes. London: Sage, 2012) entwickelten Systematik, in der eine Praktik als aktive Integration von Materialien (Objekte, bebauter Raum ...), Kompetenzen und Bedeutungen begriffen wird (S. 44). Folgerichtig gliedert sich das Dargebotene in die drei Grosskapitel «Körper», «Räume» und «Zeichen».

Den Abschnitt «Körper» eröffnet Schäfer mit einem historischen Abriss von Skateboardmanövern, was sinnvoll scheint, weil Skateboarding und die damit verbundenen Selbst- und Fremdwahrnehmungen wie auch die Beziehungen zur räumlich-dinglichen Umwelt wesentlich davon abhängen, was der Körper mit dem rollenden Gebilde anstellen kann und anstellt. Wie Schäfer ausführt, erleben die USA die erste Welle der Skateboardbegeisterung bereits Mitte der 1960er-Jahre: Gefahren wurde horizontal, die Fahrenden imitierten Bewegungen aus anderen Sportpraktiken, fuhren Slalom und Downhill, praktizierten

Figuren- oder Kunstskaten (S. 58–62). Dass diese auf die USA beschränkte erste Skateboardwelle in den Sozialwissenschaften kaum wahrgenommen wird, wie der Autor bemerkt (S. 58), mag daran liegen, dass Skateboarding seinerzeit brav war, von weissen Mittelklassejugendlichen aus den *burbs* betrieben wurde. Skateboarding hatte seinerzeit wenig gemein mit den «neuen Spielen», als die sich im Anschluss an Gebauer et al. (Gunther Gebauer, Thomas Alkemeyer, Bernhard Borschert, Uwe Flick, Robert Schmidt: Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft. Bielefeld: Transcript, 2004) urbane Strassensportarten wie Inlinehockey und Skateboarding bezeichnen lassen (ebd.). Der Typus des *angry young man* auf dem Skateboard sollte erst in den 1970er-Jahren auf den Plan treten und, anders als noch in den 1960er-Jahren, ein nahezu ausschliesslich männlich gelesener Typus sein. Ab 1973 – Skateboards hatten inzwischen Rollen aus Polyurethan und deutlich bessere Fahreigenschaften als zuvor – erlebten die USA die zweite Skateboardwelle (S. 57), die auch nach Europa hinüberschwappte. Die Boards veränderten sich und ermöglichten neue Manöver, die – so kennen wir heute Skateboarding aus öffentlichen Anlagen und Skateparks – immer mehr mit Wellenreiten gemein hatten. In diesem Zusammenhang beleuchtet Schäfer die bereits öfter erzählte Geschichte der Z(ephyr) Boys – der Name bezieht sich auf den lokalen Zephyr Skate Shop – aus Dogtown, einer gern als Ghetto am Meer bezeichneten Nachbarschaft von Venice (Los Angeles), die Mitte der 1970er-Jahre leer stehende Swimmingpools mit abgerundeten Seitenwänden (S. 144) in Beschlag nahmen, um in ihnen in die Vertikale gehend zu fahren. Anders als andere beschränkt sich der Autor aber nicht darauf, den Mythos dieser anarchistisch anmutenden Jugendlichen zu kultivieren, sondern erklärt die einzelnen seinerzeit praktizierten Manöver und ihre Beziehung zur räumlich-dinglichen Struktur der Pools (S. 63–70). Schäfer beschreibt den Übergang zum Streetskateboarding, erläutert dessen Manöver (S. 71–76) und geht dann dazu über, die Bewegungsabläufe insgesamt einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Deutlich wird nicht zuletzt, dass das frühe Skateboarding, das mehr mit Eiskunstlauf, Tanz- und Skisport gemeinsam hatte, nicht exklusiv männlich, wohl aber exklusiv weiss gewesen sei, während mit dem vertikalen Skateboarding eine Maskulinisierung und eine Verschiebung der Herkunft der Praktizierenden in Richtung untere Klassen einhergegangen sei (S. 94 f.). Die Rede ist von «habituell[er] Protestmännlichkeit tatsächlich unterklassiger Protagonisten» sowohl im Hinblick auf körperliche «Härte» als auch auf ästhetische Selbstdarstellung (S. 96), die sich auch in einer «kinästhetischen Intimbeziehung» zum musikalischen Genre des Punks und Hardcore ausdrückt (S. 91). Auch wenn Schäfer schliesslich vermittelt, dass das ab 1990 auf den Plan tretende Streetskateboarding im Vergleich zur vertikalen Bewegungsweise langsamer, weicher, cooler und schwärzer werde, was sich auch in einer zunehmenden Präferenz für Hip-Hop-Musik abbilde (S. 103–113), bleibe es doch in der wissenschaftlichen Perspektivierung eine Subkultur, deren Widerständigkeit sich auch daran zeigen lasse, dass die Idee des Wettbewerbs rhetorisch (zunächst) zurückgewiesen werde (S. 108) – im Grosskapitel Räume wird dann auch deutlich, dass die Widerständigkeit etwas mit der performativen Landnahme zu tun hat (S. 166–169).

Zunächst aber geht es in diesem Grosskapitel, der bereits im Abschnitt «Körper» eingeführten Struktur folgend, um die Frühphase des Skateboardfahrens, in der der Aspekt des Turnerischen im Vordergrund steht. Die Ansprüche, die hier an die befahrenen Räume gestellt wurden, waren vergleichsweise gering. Die Rede ist von Parks, Parkplätzen und vereinzelten Zweckarchitekturen in den USA, welchen

nur ein kurzes Leben beschieden gewesen sei. Vertikales Skateboarding stellt sich diesbezüglich anspruchsvoller dar, bedurfte es doch der in den Dürresommern Mitte der 1970er-Jahre trocken liegenden kalifornischen Pools, um diese Praktik überhaupt entwickeln zu können. Nachempfunden wurden diese Pools schliesslich in den baulichen Strukturen gewerblicher Skateparks und neu interpretiert in der sogenannten Halfpipe, jenem oft hölzernen Gebilde mit der Anmutungsqualität einer halben Pipelineröhre (S. 140–147). Streetskateboarding indessen bedient(e) sich dessen, was Stadträume zu bieten haben: Reliefs aus unterschiedlichen Ebenen, Treppen, Kanten, Stadtmobiliar. Mit der Ausbreitung dieser Fahrweise sei Skateboardfahren von den Vororten in die Zentren gerückt und urban geworden (S. 148). Aber indem Skateboarding urban wurde, wurde es den Behörden lästig, weshalb es im öffentlichen Raum untersagt oder zumindest reguliert worden sei (S. 163). Wurde Skateboarding indessen in Skateparks zu asylieren versucht, wurde es zugleich diszipliniert – mit langen Listen von Ge- und Verboten (S. 187).
Die Einordnung des Streetskateboarding «als ‹abweichendes Verhalten› irgendwo zwischen Vandalismus, weggeworfenen Getränkedosen und Drogenkonsum» und des Skateboards als «symbolisches Vehikel stadträumlichen Verfalls» (S. 198) ist vor allem eine US-Perspektive. Die Folge war die Einführung drakonischer Strafen für Skateboarding im öffentlichen Raum (ebd.). Nur wenig später wurden Skateboardfahren und -fahrende aber auch entdeckt, etwa als rollende Staffage in (restrukturierten) Räumen der kreativen Stadt, wie Schäfer am Beispiel von Chicago ausführt. Nicht frei von Überraschung erfährt man weiter, dass es der Londoner Bürgermeister Boris Johnson gewesen sei, der sich 2014 in einem Konflikt um den Erhalt eines beliebten Skateboardingraums in seiner Stadt auf die Seite der Skateboardfahrenden geschlagen habe; nur *mit* Skateboarding trage der Ort zur «kulturellen ‹vibrancy› der Stadt» bei (S. 201).

Wie die beiden vorangegangenen wartet auch der Abschnitt «Zeichen» mit Detailkenntnis auf. Der Autor weiss, was die *Los Angeles Times* über Skateboarding in den 1970er-Jahren schrieb (S. 212), und er kennt den reichen Fundus von Szenemagazinen und Lehrbüchern. Schäfer thematisiert und deutet Fotoästhetik und Bewegtbildmaterial, wobei er zu Recht deutlich macht, dass es, lange vor der Digitalisierung, zur Video-Home-System-Revolution kam, deren Bedeutung für den Gegenstand kaum zu unterschätzen sei (S. 217). Nicht zuletzt aber kennt und verhandelt er das Verhältnis der Skateboardkultur zu den Konsumgüterindustrien und ihren identitätsstiftenden Marken (S. 286–297). Schäfer untermauert die überzeugende These, wonach die Skateboardkultur bereits früh Experimentierfeld für neue Strategien von Marketing und Branding gewesen sei, und führt aus, wie Konzept und Praktiken der «Identitätsmarke» und der «Markengemeinschaft» im Skateboarding zu einer frühen Blütephase gelangten (S. 292). Zugespitzt liesse sich hierzu sagen, dass die Skateboardsubkultur «bereits in den ausgehenden 1970er Jahren von innerhalb ihrer Nische überaus starken Identitätsmarken gewissermassen gestiftet wird und sich seither in Markengemeinschaften gliedert» (ebd.). Die Kundschaftsbindungspraktiken kalifornischer Surfshops, die sich die Popularität prominenter Surfer zunutze machten, seien in dem Moment in Skateboardkontexte überführt worden, als die Protagonisten von Dogtown eine unverwechselbare Ästhetik körperlicher Bewegung entwickelt hatten: Die Pioniere vertikalen Skateboardings wurden Mitte der 1970er-Jahre deshalb zu den Z Boys, weil sie sich im Surf- und Skateboardgeschäft Zephyr ausrüsteten und von dessen Management protegiert wurden (S. 293 f.).

Im Laufe der weiteren Entwicklungen «erweist sich Skateboarding als früher [...] Spielplatz jener Modi von Marketing, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts den ‹Jugendmarkt› konstituieren und ausbeuten» (S. 295).

Wie im Untertitel des Buchs signalisiert, erzählt dieses die Geschichte einer Praktik «zwischen Pop- und Sportkultur». Dies ist stimmig und konfirmiert eine Sichtweise, die zuvor ähnlich formuliert wurde. Deutlich wird, dass Skateboarding in verschiedenen Abschnitten seiner Geschichte einmal mehr der geregelten, sportlichen, einmal der eher anarchistischen, subkulturell-widerständigen Seite zuneigte und Kohorten von Skateboardfahrenden «ganz natürlich» in eine Welt spätmodern-kapitalistischer Verwertungslogiken hineinwuchsen (ebd.), freilich ohne den rebellisch-gegenkulturellen Spirit jemals ganz aufzugeben (und von der rebellisch-gegenkulturellen Attitüde zu profitieren). Skateboarding bewegt sich im Heute und in seiner «wirklichen Geschichte» immer wieder zwischen regulierter, teils kommerzialisierter Sportkultur und wilder Landnahme in privaten Pools und öffentlichen Räumen. Skateboarding bewegt sich zwischen Dogtown und den X-Games, jenen Extremsportevents, die dazu dienen, zahlendem Publikum den Atem zu nehmen.

Was von Schäfers Buch bleibt, ist ein insgesamt guter Eindruck, denn das gesetzte Ziel, eine praxeologische Genealogie des Skateboardfahrens, wird eingelöst, die Gliederung, die auf die aus der Wahrnehmung des Praktikers entwickelte «naive» Ordnung des Materials zurückgeht, erweist sich als nachvollziehbar, das analytische Vorgehen entlang der Systematik von Shove, Pantzar und Watson als sinnvoll. Diese Vorgehensweise, die zur Gliederung des Buchs in die Kapitel «Körper», «Räume» und «Zeichen» geführt hat, bedingt freilich gelegentliche Redundanzen, denn der Skateboardkörper ist nicht ohne die Räume und Zeichen, die Skateboardingräume nicht ohne die Leiber und Symbole und Letztere nicht ohne die beiden anderen Dimensionen zu denken, so dass das eine oder andere mehrmals in unterschiedlichen Kontexten gesagt werden muss. Als nicht restlos überzeugend indessen erweist sich Schäfers Vorgehen, in jedem Abschnitt zunächst nur beschreiben und dann interpretieren zu wollen, zumal dies die Frage aufwirft, ob sich Beschreibung und Deutung jemals trennscharf voneinander separieren lassen. Und noch eine Frage liesse sich stellen: Die «wirkliche Geschichte» von Skateboarding, wie Schäfer sie erzählt, ist die eines in Südwestdeutschland aufgewachsenen Skateboardpraktikers, der seinen Fokus primär auf Deutschland und die USA richtet, woran grundsätzlich nichts zu kritisieren ist, denn nicht jede Geschichte muss als globale Geschichte erzählt werden – nur: Die Frage, ob Skateboarding in den USA und in Deutschland (oder Kontinentaleuropa) dieselbe Bedeutung hat und was im transatlantischen Kulturtransfer mit Skateboarding geschieht, wird nicht grundsätzlich problematisiert. Zwar erwähnt Schäfer, eher beiläufig, dass der Übergang zum Streetskateboarding zu einer «weitergehenden transnationalen Verbreitung der Praktik» geführt habe (S. 148), was nachvollziehbar ist, da dieses weder eine Zweckarchitektur noch Pools kalifornischer Bauweise erfordert, sehr wohl aber erfordert auch diese Praktik die Investition in ein Skateboard und, im Idealfall, auch die in brauchbare (und schnell verschlissene) Schuhe, in passende Kleidung, Lehrbücher, Videos etc. Mochte also Streetskateboarding, aus einer bestimmten regionalen Perspektive betrachtet, einen niederschwelligen Zugang zu Skateboarding ermöglichen, so wurde es dort wiederum relativ exklusiv, wo der Erwerb importierter Nischenprodukte nur für die *(upper) middleclass* erschwinglich war. Dies lässt sich beispielsweise für Mit-

tel- oder Südamerika vermuten. Im Wien des Frühjahrs 1992 jedenfalls zeichneten sich zumindest die *early adopters* von Streetskateboarding dadurch aus, dass sie, wie eingangs angedeutet, aus Haushalten der Mittelklasse stammten, höhere Bildungswege beschritten und, wiewohl mit Taschengeld nicht zu knapp ausgestattet, vielfach darüber klagten, dass der Bezug von Ausrüstung und Ersatzteilen sündhaft teuer sei.

PETER F. N. HÖRZ

Eingesandte Bücher

BAUSINGER, Hermann: Vom Erzählen. Poesie des Alltags. Stuttgart: S. Hirzel, 2022, 206 S.

BECKER, Tobias: Weltanschauungen. Bilder der Erde als umwelt- und klimapolitische Argumente. Münster: Waxmann, 2022 (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 6), 268 S.

FRANK, Elisa und Nikolaus HEINZER: Wölfe in der Schweiz. Eine Rückkehr mit Folgen. Zürich: hier + jetzt, 2022, 200 S., Ill.

FRANK, Elisa: Vom Umgang mit einem multiplen Tier. Eine Ethnografie wölfischer Präsenz in der Schweiz. Diss. Zürich 2021 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 29). Zürich: Chronos, 2023, 512 S., Ill.

GEBHARDT, Bernadette (Hg.): «Bilder der Heimat». Fotografie und Kunst in Heimatzeitschriften. Münster: Waxmann, 2022 (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, 2), 256 S., Ill.

GEORGET, Jean-Louis: L'ethnologie nationale allemande. Autopsie d'une discipline. Villeneuve-d'Ascq: Presses universitaires du Septentrion, 2022, 392 S.

HÄSLER, Leonie: Textiles Entwerfen in Serie. Nahtlosigkeit als Gestaltungsprinzip bei der Hanro AG 1884–1991. Berlin: Reimer, 2022, 228 S., Ill.

GRUHN, Lara: Guter Konsum. Alltägliche Ethiken zwischen Wissen und Handeln. Diss. Zürich 2020. Zürich: Chronos 2022 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 30), 360 S.

KLOSS-WEBER, Julia, Marie Rodewald und Sina Sauer (Hg.): Stabilitäten // Instabilitäten. Körper – Bewegung – Wissen. Berlin: Reimer, 2022 (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung, 15), 192 S.

PERABO, Theresa: Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert. Münster: Waxmann, 2022 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, 23), 464 S.

SACHERER, Maren (Hg.): Überfällig – Überflüssig. Beiträge der Studierendentagung 2019. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2021 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 50), 103 S.

STIRENBERG, Tabea: Scham, Schmerz, Hysterisierung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Menstruation als Alltagspraxis. München: Utz, 2022 (Münchner ethnografische Schriften, 36), 102 S.

VALSANGIACOMO, Nelly und Jon MATHIEU (Hg.): Sinneslandschaften der Alpen. Fühlen/Schmecken/Riechen/Hören/Sehen. Wien: Böhlau, 2022, 140 S.

Stand 31. August 2022